

Rüdiger A. Glässer

PANDORAS ERBIEN

Harzkrimi



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Pandoras Erben

ISBN 978-3-947167-47-0

Dieser Titel ist auch als eBook erhältlich
in den Formaten ePub und MobiPocket (Kindle).

© 2019 by Rüdiger A. Glässer

Abbildungsnachweise:

Umschlagmotiv © SvetaZi
142874715 | depositphotos.com

Hintergrundmotiv, Seite 296 © Yuriy2012
322773506 | shutterstock.com

Porträt des Autors © Ania Schulz
as-fotografie.com

Lektorat & DTP:
Sascha Exner

Druck:
TZ-Verlag und Print GmbH, Roßdorf

Verlag:
EPV Elektronik-Praktiker-Verlagsgesellschaft mbH
Postfach 1163 · 37104 Duderstadt · Deutschland
Fon: +49 (0)5527/8405-0 · Fax: +49 (0)5527/8405-21
E-Mail: mail@harzkrimis.de



HARZKRIMIS.DE

PROLOG

Mein Name ist Alois Schrader. Heute ist der 11. Januar 2018. Werde ich das Datum als meine zweite Geburt ansehen können?

Ich befinde mich im Operationssaal, Neurologen und Neurochirurgen wollen mich von meiner Krankheit befreien. Sie haben meine Haare geschoren. Sie passen meinen Kopf an den Navigationsrahmen an, einen Metallbogen mit eingravierter Messskala, der sich wie das Modell einer Satellitenbahn über meine Nase und Wangen wölbt. Sie schrauben ihn direkt an meinem Schädelknochen fest. Ich fühle mich wie in einem Gefängnis, aus dem ich nicht mehr entinnen kann.

Sie fixieren meinen Oberkörper, nur meine Arme und Beine bleiben frei. Das ist notwendig, weil sie meine Bewegungsfähigkeit während der Operation testen müssen. Aber nicht nur das: Ich erhalte nur eine örtliche Betäubung und werde die Operation bei vollem Bewusstsein miterleben. Nur mit meiner Mitarbeit kann sie gelingen. Was für eine Option!

Sie werden zwei Metallstäbe tief in mein Gehirn einführen. Ich höre den schrillen Ton des Bohrers. Ich höre die Geräusche des Wegstemmens und Herausbrechens kleinster verbliebener Knochenreste. Ich schreie. Ein zweites Mal setzt der Bohrer an. Wieder brechen Knochenteile. Ich schreie. Ich kann es nicht verhindern. Nur so kann ich den psychischen Druck besser aushalten und die Schallwellen ableiten. Das Schreien hilft, es befreit ein wenig. Ich schreie immer noch, obwohl der Bohrer längst ausgeschaltet ist. Ich höre meine Herztöne so laut wie Kirchenglocken. Sie rasen. Eine Krankenschwester erscheint, hält meine Hand, streichelt sie, redet beruhigend auf mich ein. Die Glockentöne werden leiser, verschwinden endlich.

In meinem Kopf sind zwei Löcher so groß wie Zweicentstücke. Die Vorstellung, dass gleich Nadeln tief in mein Gehirn eingeführt werden, bringt mich fast um den Verstand. Die Krankenschwester spricht immer noch mit mir. Sie hat eine angenehme, ruhige Stimme. Ich komme zur Ruhe. Ich muss mithelfen.

Ich weiß, was jetzt kommen wird. Die Operateure haben es mir mehrmals erklärt. Über eine am Navigationsring fixierte Halterung führen sie zuerst eine rund anderthalb Millimeter breite und knapp acht Zentimeter lange Führungshülse ins Gehirn ein. Durch sie schieben sie fünf Testelektroden einzeln in Richtung des Zielpunkts. Ich spüre keinen Schmerz. Gehirnzellen spüren keinen Schmerz.

Ich muss mithelfen, sonst gelingt die Operation nicht. Sie arbeiten sich zum subthalamischen Kern vor. Durch ihn laufen die wichtigen Schaltkreise zur Kontrolle von Impulsen und Bewegungen: Einige steuern Arme und Beine, andere die Sprache, wieder andere beeinflussen die Regelung verschiedener Körperfunktionen wie Blutdruck und Verdauung. Hier konzentrieren sich die bei meiner Krankheit so chaotisch feuernenden Nervenzellen.

»Zielgebiet minus zehn Millimeter«, ertönt eine laute Stimme.

Sie sind nicht mehr weit entfernt vom Kern.

»Minus 9,5.«

Es dauert unerträglich lange.

»Minus sechs.«

Jetzt beginnen die Fragen und Tests.

»Sagen Sie bitte Bescheid, wenn es in ihrem Bein oder Arm kribbelt.«

Die Stimme ist neutral, fast schon formal. Wie eine seelenlose Computerstimme. Als ob das, was mit mir gemacht wird, eine Formsache ist. Sie sind mit einer Nadel tief in meinem Gehirn! Ich verneine. Wann kommen sie endlich an?, frage ich mich.

»Sprechen Sie mir nach: *Liebe Lilli Lustig liebt launige Literatur.*«

Ich schaffe es fehlerfrei.

»Minus drei.«

»Berühren Sie mit dem rechten Zeigefinger die Nasenspitze!«

Es gelingt mir zügig.

»Minus zwei.«

»Zählen Sie in Siebenerschritten von hundert rückwärts!«

Auch das schaffe ich.

»Minus eins.«

»Plus 0,5. Sprechen Sie mir nach: *Fischers Fritze fischt frische Fische!*«

»FrifrifriFisFis.« Jetzt ist es passiert. Meine Zunge rastet ein. Ich schaffe den Satz nicht mehr. Haben Sie mein Sprachzentrum zerstört? Ich werde hektisch. Mein Herz beginnt zu rasen. Ich höre das Pochen wie laute Hammerschläge gegen eine Wand.

»Null.«

Meine Zunge löst sich wieder. Die lauten Töne verstummen. »Fischers Fritze fischt frische Fische.« Danach zähle ich fehlerfrei in Fünferschritten von vierzig an rückwärts.

Ich höre die Stimmen der Operateure wie über Lautsprecher:

»Wir sind am Ziel. Wir haben richtig gerechnet.«

Wie tröstlich. Was wäre, wenn sie sich verrechnet hätten? Ich sehe es nicht, aber ich weiß, was jetzt folgt. Sie entfernen die nicht so gut platzierten vier Sonden aus meinem Gehirn. Es dauert eine halbe Ewigkeit, bis die Neurologin endlich etwas sagt.

»Wir haben uns entschieden.«

Jetzt geht alles sehr schnell. Ich bekomme einen Bleimantel, der mich weitgehend umhüllt. Dann wird die Lage der Testsonde über Röntgenkontrolle festgehalten. Sie wird herausgenommen und durch eine dauerhaft verbleibende ersetzt.

»Röntgen ... röntgen ... röntgen ... röntgen ... röntgen ... sitzt«, höre ich eine Stimme über mir, während der Operateur den endgültig im Gehirn verbleibenden Metallstab platziert. Dann ist es geschafft. Die erste der beiden Elektroden ist eingesetzt. Damit bin ich aber nicht erlöst. Gleich beginnt die gleiche Prozedur in der anderen Gehirnhälfte ...

VIER MONATE SPÄTER

Ich bin am Verzweifeln. Die Operation hat meine Beschwerden kaum gelindert. Ich muss zahlreiche Medikamente einnehmen, fast so viele wie davor. Etwas Negatives hat die Behandlung zur Folge gehabt. Mein Sehvermögen hat sich stark verschlechtert. Ohne Brille kann ich nicht mehr lesen. Die Ärzte haben mir gesagt, dass ich einer der drei von 100.000 Patienten bin, bei denen der Eingriff eine Verschlechterung gebracht hat. Als ob das ein Trost ist!

Ich gehe wieder regelmäßig zur Selbsthilfegruppe. Sie hat eine neue Leiterin. Sie erzählte mir beim heutigen Treffen, dass sie vollständig geheilt worden ist. Was ist das für eine Therapeutin, die einem ihre eigene Heilung vorhält, während ich unsäglich leide? Ich werde wütend. Aber schnell erfahre ich den Grund für ihr Verhalten. Auch sie war vor einigen Jahren mit der gleichen Methode wie ich operiert worden. Auch bei ihr hatte es kaum Verbesserungen gegeben. Aber vor ein paar Monaten hat sie zufällig einen Neurologen kennengelernt, der eine neue Operationsmethode entwickelt hat. Keine lange und nervenaufreibende Operation. Keine Nadeln. Nur eine Operation unter Vollnarkose. Der Neurologe hatte ihr einen Termin angeboten. Schon zwei Wochen später wurde der Eingriff durchgeführt.

Zuerst wurde ihr Gehirn gescannt, dann wurde ihr ein Implantat unter der Kopfhaut eingepflanzt, das nicht größer als ein Zweieurostück ist. Die ganze Prozedur hatte nicht länger als drei Stunden gedauert. Die in der ersten Operation eingesetzten Sonden hatte man entfernt. Alle Symptome der Krankheit sind nachhaltig verschwunden. Kein Zittern der Hände mehr, keine Schlaflosigkeit, keine Darmprobleme. Ein stabiler Kreislauf. Sie fühlt sich wie neugeboren.

Ich frage hoffnungsvoll nach der Adresse des Neurologen, der diese Operation durchgeführt hat. Sie teilt sie mir mit und bietet ihre Hilfe bei der Vermittlung eines Termins an.

Drei Wochen später ist es soweit. Ich werde in den OP-Raum einer kleinen Klinik in Bad Lauterberg geschoben, von der ich noch nie etwas gehört habe. Aber ich habe keine andere Wahl.

OSTERODE, INSPEKTION 13. JULI 2018, VORMITTAGS

Pierre Rexilius saß gerade in seinem Büro, als das *Krokodil* über Lautsprecher die Belegschaft der Inspektion zu einer außerordentlichen Versammlung im großen Sitzungssaal bat. Rexilius klopfte seine Pfeife im Aschenbecher aus und machte sich auf den Weg.

Als er den Saal betrat, wunderte er sich, dass bereits über dreißig Kollegen auf ihren Stühlen saßen. Vorn stand Polizeidirektor Fischer am Pult und machte ein freudiges Gesicht. Hinter vorgehaltener Hand allerdings wurde er das *Krokodil* genannt. Diesen Spitznamen hatte man dem passionierten Modelleisenbahner (mit eigener Anlage im Dienstzimmer) vor einigen Jahren gegeben, als er ein rares Modell einer Schweizer Elektrolokomotive ersteigerte. Die Kollegen in der Inspektion mutmaßten, dass Fischer Schuhe mit der Größe fünfzig trug. Bei einer Körpergröße von einem Meter achtundneunzig war das auch nicht verwunderlich. Seine Dienstanzüge mussten gesondert gefertigt werden, da seine Konfektionsgröße in keiner Kleiderkammer vorrätig war. Die ohnehin schon imposante Erscheinung seines Vorgesetzten wurde durch den Umstand komplettiert, dass Fischer bereits im Alter von fünfundzwanzig Jahren sämtliche Kopfhare verloren hatte.

Nachdem Pierre sich auf den letzten freien Stuhl gesetzt hatte, räusperte sich der Inspektionsleiter. Das Geraune im Saal verstummte.